

ten Luther so wenig um Rassenhetze wie beim jungen um Solidarität mit den Juden.

Die geschichtliche Fundierung zur Wertung von Luthers Einstellung zu den Juden darf nicht bei der Biographie Luthers stehenbleiben. Luthers Ansichten müssen darüber hinaus besonders mit denen von Johannes Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Johannes Pfefferkorn und Johannes Eck konfrontiert werden. Humanisten, Gegenreformatoren und Reformatoren dürfen bei keiner geschichtlichen Betrachtung gesondert behandelt werden. Auch die vorreformatorische Grundlage der Judenhetze der Reformatoren muss berücksichtigt werden. Oberman unterzieht sich dieser Vergleichsarbeit sachkundig und geistreich. Vor allem hebt er hervor, dass Johannes Eck alle Reformatoren an Judenfeindschaft überboten habe. Dem auf Ritualmordlegenden versessenen Eck gegenüber habe Luther »den Sprung vom Rufmord zum Wahrheitskampf« gewagt.

Bei der ganzen historischen Vergleichsarbeit gilt es nach Oberman, »hellhörig zu werden, achten zu lernen auf Hintergründe und Verleumdungsintensität, auf Verleumdungsebenen und Angriffspunkte«. Die Frage ist nur, ob man dadurch den ganzen Alldruck, der auf der Luther-Forschung wegen Luthers Judenfeindschaft und wegen heutiger verzweifelt emotionaler »Geschichtsbewältigungen von Auschwitz her« liegt, wegwälzen kann. Oberman verschliesst sich dieser Frage nicht, wenn er auch bisweilen Luther gegenüber in Geschichtsapologetik abzugleiten droht. Er weiss, dass Luther den Juden als Juden zu keiner Zeit eine Zukunft beschieden hat. Zukunft läge für sie einzig im Eintritt ins Evangelium. Ebenso weiss er, »dass sich im Mittelalter und in der frühen Neuzeit die Wellen religiöser Vertiefung und der Ruf nach Reform stets unheilvoll für die Juden ausgewirkt haben«. Er verschliesst sich (nur en passant) auch nicht der Erkenntnis, dass die Sichtweise Luthers »nicht dagegen gefeilt« gewesen sei, »für eine rassistische Endlösung vereinnahmt zu werden«. Man kann die deutsche Geschichte nicht mechanistisch von Luthers Judenfeindschaft bis zu Hitlers Endlösung festlegen. Man darf Geschichte auch nicht schuldbewusst, sondern man muss sie quellenbewusst schreiben. Dies zeigt und belegt Obermans Buch beispielhaft. Zwei Unstimmigkeiten liegen aber noch auf dem Weg: Oberman hätte zusätzlich die jüdisch-antikirchlichen Quellen des späten Mittelalters und der Reformationszeit in Rechnung stellen müssen. Ferner wäre deutlicher zu machen gewesen, dass die gewiss bestehenden Unterschiede der Auffassung über die Juden bei Humanisten, Reformatoren, Gegenreformatoren und späteren Rezipienten die ganze Misere der damaligen christlich-kirchlich-humanistischen Antihaltung gegenüber den Juden nicht verdecken können. Besser wird die Sache erst dann, wenn die geschichtliche Aufarbeitung in den kirchlichen Konfessionen allgemein zur Kenntnis genommen wird und wenn das für damals geltende, sarkastische Wort des Erasmus nicht mehr zutrifft: »Wenn Judenhass der Ausweis echten Christenlebens ist, dann sind wir alle vorzügliche Christen.«

Clemens Thoma

ELIZABETH PETUCHOWSKI: Ein »Rabbi kommt selten allein. Rabbinergeschichten aus Frankfurt und anderswo. Mit einem Nachwort von Jakob J. Petuchowski. Freiburg/Basel/Wien 1983. Verlag Herder. 127 Seiten.

DIES.: Das Herz auf der Zunge. Aus der Welt des jüdischen Witzes. Freiburg/Basel/Wien 1984. Verlag Herder. 141 Seiten.

Die beiden Bücher ergänzen einander vortrefflich. Das erste, das »den Rabbinerstand möglichst bunt feiern« will, erzählt nicht bloss heitere und nachdenkliche Geschichten über solche Menschen, auf die die landläufige Auffassung

vom »Wortführer in himmlischen Angelegenheiten« jedenfalls jüdischerseits nur beschränkt zutrifft; das Nachwort »Entwicklungsstadien des Rabbinats« erhärtet dies von der Historie her. Vielmehr – da man »den Rabbi als gesteigerten Juden charakterisieren« könnte, »in dessen Person die von der Schrift emanierende Weisheit und jüdische Authentizität konzentriert bestehen, wie ein Erbgut« (Vorwort), erschliesst das Buch dem Leser jüdisches Leben in seiner Fülle und Tiefe.

Dies tut auf seine Art auch der andere Band. Er versammelt Witze, die thematisch geordnet in Essays vorgeführt werden, durch die ein authentisches Verständnis vermittelt wird. Wenn gesagt werden kann: »Viele der besten jüdischen Witze bleiben offen. Sie enden mit einem Fragezeichen« (129), dann wird die hier zutage tretende Eigenprägung jüdischen Daseins transparent auf das Humanum schlechthin.

Peter Fiedler, Freiburg i. Br.

JAKOB J. PETUCHOWSKI: Feiertage des Herrn. Die Welt der jüdischen Feste und Bräuche. Freiburg/Basel/Wien 1984. Verlag Herder. 142 Seiten.

Behandelt werden hier die Feste des jüdischen Kalenders, die in vorchristliche Zeit zurückgehen, also einschliesslich des Chanukkafestes, das ja nur im AT-Kanon der katholischen und orthodoxen Kirche (darauf bezieht sich »katholische Bibel« S. 9) sowie im Johannes-Evangelium auftaucht. Auf einen einleitenden Überblick über Entwicklung und Aufbau des Kalenders folgen die biblischen Texte für die Feste, dazwischen Hinweise auf Fasttage und den »Neujahrstag der Bäume« sowie eine kurze Erörterung der Bedeutung des Neumondstages. Die Darstellung der einzelnen Feiertage hebt auf die geschichtlichen Ansätze, Wandlungen und Ausprägungen ab, in denen sich der lebendige Glaube des Judentums spiegelt. Ist diese »liturgiegeschichtliche« Einführung in das Verständnis der jüdischen Feste schon an sich für den christlichen Leser sehr ergiebig, so erhöht sich ihr Wert dadurch, dass sie einen Schwerpunkt auf die Feier und Bedeutung dieser Feste im frühen Judentum – somit auch bei Jesus und seiner Jünger-gemeinde – legt. Dadurch werden weitreichende Perspektiven eröffnet, wie die Ausführungen zum Versöhnungstag beispielhaft zeigen: Auf der Basis von Lev 16, 27 ff. (bei Vers 30 scheint mir die Zuspitzung auf »levitische Reinheit« – S. 85 – unberechtigt) wird nicht nur die rabbinische, sondern auch die (früh-)christliche Sühntheologie angesprochen. Diese setzt sich nach Ausweis von Hebr 10, 18 unter antithetischer Bezugnahme auf den Versöhnungstag von jener ab. Schliesst man nun die Möglichkeit nicht von vornherein aus, dass »Jesus selbst, als observanter Jude, ihn wohl gefeiert haben wird« (S. 86), dann ergeben sich hieraus für die christliche Soteriologie fundamentale Fragen. Das wird noch deutlicher, wenn man neben die von Paulus in Röm 3, 25 f. aufgenommene, schon in Richtung von Hebr 8–10weisende Tradition die Aussage von Röm 9, 4 stellt, dass zu den Heilsgaben Gottes an sein jüdisches Volk – nach 11, 29 unwiderruflich – der Tempelgottesdienst, somit auch der Versöhnungstag, gehört. Die grundsätzliche Bedeutung dieser Feststellung des Apostels wird durch die von ihm nicht vorhersehbare Tempelzerstörung nicht abgeschwächt, auch wenn sich ein solcher Eindruck in unserer christlichen Tradition bereits sehr früh verfestigt hat. So kann das Buch zu einer vertieften Besinnung auf die christliche Identität anregen, wenn man nur willens ist, seine vielfältigen Impulse dazu aufzunehmen. Drei Register erleichtern seine Benutzung. NB: Auf S. 26 hätte man für den Gedanken der »Tischgemeinschaft« von Gott und Mensch im christlichen Raum auch auf das deutsche Gebet zurückgreifen können: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast . . .«

Peter Fiedler, Freiburg i. Br.